

1

PAUL GURK

Lu3ub 37

Der Mythos von der grauen Menschheit
oder von der Zahl 1

HIRNKOST

6

PAUL GURK

Tuzub 37

**Der Mythos von der grauen Menschheit
oder von der Zahl 1**

HIRNKOST

Originalausgabe

© 2024 Hirnkost KG, Lahnstraße 25, 12055 Berlin; prverlag@hirnkost.de;
<http://www.hirnkost.de/> Alle Rechte vorbehalten, 1. Auflage September 2024

Die Erstausgabe erschien 1935 bei Holle & Co., Berlin. Die Kurzgeschichten *Der Stern* und *Der elektrische Hase* erschienen in: Gurk, Paul: *Die bunten Schleier. Fabeln, Märchen und Legenden*. Carl Schünemann Verlag, Bremen 1935.

Vertrieb für den Buchhandel:

Runge Verlagsauslieferung; msr@rungeva.de

Privatkunden und Mailorder:

<https://shop.hirnkost.de/>

Herausgeber: Hans Frey † 2024, Klaus Farin

Lektorat: Klaus Farin

Korrektorat: Christian W. Winkelmann

Layout: benSwerk: www.benswerk.com

E-Book: Hardy Kettlitz

ISBN:

PRINT: 978-3-98857-048-2

PDF: 978-3-98857-050-5

EPUB: 978-3-98857-049-9

Hirnkost versteht sich als engagierter Verlag für engagierte Literatur.

Mehr Infos: www.hirnkost.de/der-engagierte-verlag

Dieses Buch erschien als Band VII der Reihe »Wiederentdeckte Schätze der deutschsprachigen Science Fiction«. Alle Titel und weitere Informationen finden Sie hier:

<https://shop.hirnkost.de/produkt/schaetze/>

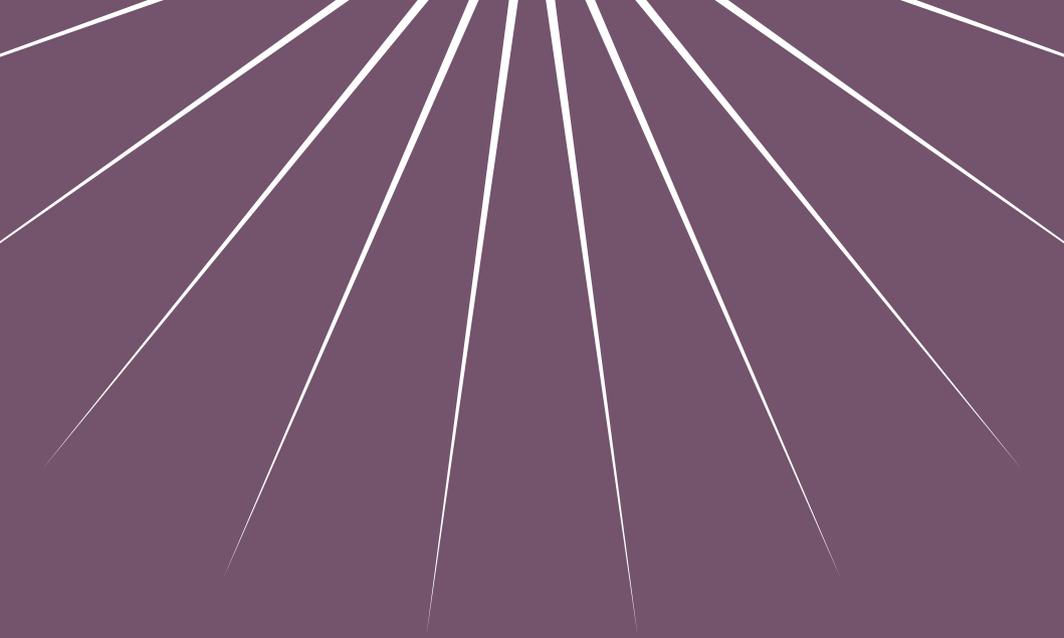


PAUL GURK

Lu3ub 37

Der Mythos von der grauen Menschheit
oder von der Zahl 1

HIRNKOST



Paul Gurk · 1880 – 1953

Paul Gurk, der neben seiner schriftstellerischen Arbeit auch malte und zeichnete, ist einer der großen Außenseiter der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts und gilt trotz seines umfangreichen Werkes von über 40 Dramen und 50 Romanen (von denen bisher nur 25 veröffentlicht sind) als »vergessener Schriftsteller«. Für sein Drama *Thomas Münzer* erhielt er 1921 den Kleist-Preis, Thomas Mann verlieh ihm 1924 den Romanpreis der *Kölnischen Zeitung*. Sein 1925 abgeschlossener, aber erst 1934 veröffentlichter Roman *Berlin* gilt als »der erste bedeutende Großstadtroman der deutschen Moderne«.

benswerk

geboren 1970, lebt in Berlin. Studierte Werbegrafik und freie Kunst. Wenn sie nicht für Hirnkost layoutet, porträtiert sie das kleine Volk und andere Wesenheiten der Anderswelt, ersinnt Orakelkarten oder gestaltet andere Bücher – mit Vorliebe in den Bereichen WeirdFiction oder Phantastik. www.benswerk.com

Emil fadel

geboren 1992, studierte an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz Germanistik und Filmwissenschaften sowie weiterführend Deutsche Literatur. In seinen Abschlussarbeiten behandelte er das dramatische und publizistische Werk des deutsch-jüdischen Exilliteraten Ernst Toller. 2014 wurde sein Roman-Manuskript *Schnittblumen machen mich traurig* mit dem Martha-Saalfeld-Preis ausgezeichnet. Emil Fadel lebt in Wiesbaden und arbeitet als freier Lektor beim Frankfurter Westend-Verlag.

Klaus farin

geboren 1958 in Gelsenkirchen, lebt seit 1980 – Punk sei Dank – in Berlin-Neukölln. Nach Tätigkeiten als Konzertveranstalter und -Security, Buchhändler und Journalist nun freier Autor und Lektor, Aktivist und Vortragsreisender. Bis heute hat Farin 29 Bücher verfasst und weitere herausgegeben, zuletzt gemeinsam mit Rafik Schami: *Flucht aus Syrien – neue Heimat Deutschland?* und mit Eberhard Seidel: *Wendjugend*. Er ist Vorsitzender der Stiftung *Respekt!* und ehrenamtlich Geschäftsführer des Hirnkost Verlags. Weitere Infos: <https://klausfarin.de/ueber-klaus-farin/biographie>.

Jans Frey

*1949 - † 2024, Germanist, Lehrer und Ex-NRW-Landtagsabgeordneter, war in seinem »dritten Leben« Autor und Publizist. Seine Spezialität war die Aufarbeitung der Science Fiction. Er veröffentlichte ein umfangreiches Werk über Isaac Asimov, das Sachbuch *Philosophie und Science Fiction* und Monographien über Alfred Bester, J. G. Ballard und James Tiptree Jr. Seit 2016 arbeitete er an einer Literaturgeschichte der deutschsprachigen SF. Vier Bände sind bislang bei Memoranda erschienen. Für die ersten beiden Bände erhielt er den Kurd Laßwitz Preis 2021.

Horst Illmer

geboren 1958, liest, sammelt und schreibt Science Fiction seit vielen Jahrzehnten. Seine Beiträge in Form von Artikeln, Besprechungen, Essays, Geschichten und Übersetzungen erscheinen in Magazinen wie *phantastisch!*, *Camp*, *Nova*, *Exodus* und in Buchform unter anderem bei Hirnkost, Atlantis und Memoranda. 1998 veröffentlichte er die *Bibliographie Science Fiction & Fantasy. Buch-Erstaussagen 1945–1995* im Harrassowitz Verlag. Im Jahr 2014 erschien seine Übersetzung des Romans *Verlorene Paradiese* von Ursula K. Le Guin, der 2015 mit zwei Kurd-Laßwitz-Preisen (Bester ausländischer SF-Roman und Beste Übersetzung) ausgezeichnet wurde. Im Internet ist er unter www.temporamores.de und bei www.comicdealer.de aktiv.

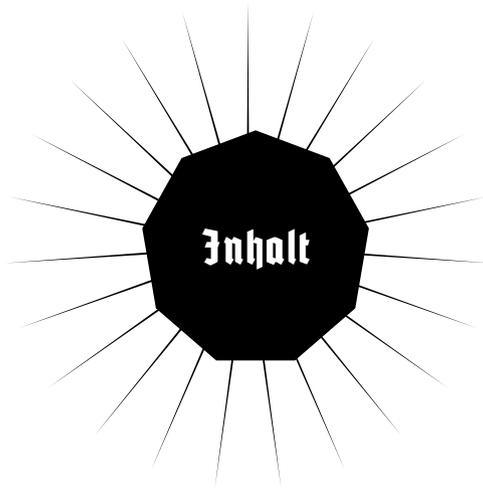
Christian W. Winkelmann

geboren 1963, studierte Geschichte, Publizistik und Skandinavistik, bereiste zwischendurch und anschließend die halbe Welt, spricht 7 Fremdsprachen, wirkte 20 Jahre als Privatlehrer und ist heute in Berlin im Verlagswesen sowie als Schriftsteller und Autor tätig. Bücher (Auswahl):

Wir. Erfindungen und Kultur des deutschen Sprachraumes
(Epee Edition, Kehl am Rhein)

Brasilien (Geschichte und Kultur), ebenso bei Epee Edition
Lotte – von den Tücken des Alters und den Demenzmonstern
(Roed Verlag, Kehl am Rhein)

Vom Nonsens zur Philosophie und wieder zurück
(Verlag am Rande, Raxendorf, Niederösterreich)



| | |
|--|------------|
| Zum Geleit | 10 |
| Vorwort von Horst Illmer | 13 |
| Tuzub 37 – Der Mythos von der grauen Menschheit oder von der Zahl 1 | 27 |
| Nachwort von Emil Fadel | 243 |
| Bonus – Zwei Kurzgeschichten von Paul Gurk | 257 |

Dorwort

von Horst Illmer

Als ich, vor inzwischen mehr als vierzig Jahren, damit begann, neben dem Lesen auch das Sammeln von Science-Fiction-Romanen zu meinem Lebensinhalt werden zu lassen, teilte mein Freund und Förderer Sigi (der einer jener seltenen Menschen ist, welche die Bücher, die sie kaufen, auch lesen) mir mit, dass ich unbedingt drei ältere deutsche Zukunftsromane lesen müsse, bevor er mich als ernsthaften Leser und Sammler anerkennen könne. Diese Bücher seien allerdings »schwer zu bekommen«. Er hatte nicht übertrieben.

Am längsten suchte ich damals nach *Tuzub 37* (es war die Zeit vor dem Internet), und als ich es schließlich in Händen hielt und selbst gelesen hatte, konnte ich Sigi verstehen und musste ihm recht geben: Paul Gurks »Mythos von der grauen Menschheit oder von der Zahl 1« gehört zu den eindrucksvollsten und besten Werken der Science Fiction. Ich sog den Text damals regelrecht ein und widmete ihm einen langen Essay; dann stellte ich das Buch ins Regal, dachte seither immer mal wieder daran als bedeutungsschweren Klassiker – und machte letztlich einen Haken dran.

Wie falsch das war, erkannte ich in den letzten Monaten, nachdem ich den Text wieder zur Hand genommen hatte und nach der erneuten Lektüre damit begann, mir Gedanken für dieses Vorwort zu machen. War das wirklich nur ein »Klassiker der Science Fiction«? War der Inhalt tatsächlich so »bedeutend« (gleich: Ehrfurcht



gebietend) und »schwer« (sprich: unlesbar)? Hatte ich mich nicht im Gegenteil auf wundersame Art unterhalten gefühlt und sogar hin und wieder schmunzeln müssen? Gab es da, neben den vorherrschenden expressionistischen Beschreibungen eines von der Menschheit selbst herbeigeführten Weltuntergangs, nicht auch lyrische, romantische und ironische Brechungen, die danach verlangten, diese Erzählung mit einer ganz anderen Elle zu messen als die meisten anderen Zukunftsentwürfe der damaligen Science Fiction?

Doch! Genauso war es.

So begann ich also mit einer »polarisierten Brille« eine Durchsicht des Gurk'schen Werkkatalogs und untersuchte dessen (Nach-)Wirken im Literaturbetrieb. Und siehe da, meine geheime Vermutung wurde bestätigt: Paul Gurk war nicht nur ein »Vergessener«, sondern offenbar auch einer der am meisten verkannten Satiriker deutscher Zunge in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

So, da steht sie nun, diese unerhörte Behauptung, und sie will belegt sein – und zwar gut.

Denn bisher galt der Kleist-Preisträger des Jahres 1921 (bei den wenigen, die über Paul Gurk geforscht und geschrieben haben) vor allem als schwermütig, tiefgründig, publikumsfremd, altertümelnd und was es da an eine mögliche Leserschaft abschreckenden Beiworten noch so gibt. Dabei blickt bei ihm hinter fast allem Geschriebenen ein schalkhafter, melancholischer Humor hervor, der freilich das laute Lachen ebenso wenig mag wie den platten Witz. Gurk ist auch in seinem eigenen tiefschwarzen Humorverständnis eher ein Schopenhauerianer als ein Wilhelm-Busch-Apologet.

Um diese These zu unterstützen, wird es einiger Umwege und diverser Eideshelfer bedürfen; fangen wir mit Max Goldt an, ebenfalls Träger des Kleist-Preises, der in seiner »REDE ZUR VERLEIHUNG DES KLEIST-PREISES 2008« (abgedruckt im *Kleist-Jahrbuch 2008/09*) Folgendes schreibt:

»Es gibt ziemlich gute Gründe, manch einen Preis nicht anzunehmen. Seien es entwürdigende Programmpunkte bei der Verleihungszeremonie, seien es fragwürdige Leute in der Liste der vorherigen Preisträger, schwatzhafte Liedermacher etwa, oder sei es auch nur die Befürchtung, dass man durch die Annahme des Preises in ein Establishment einheiratet, aus dessen Würgegriff man sich späterhin nicht mehr befreien kann. [...] Etwas ganz anderes ist der Kleist-Preis. Der wird weder vom Heilbronn-Marketing noch von Frankfurt an der Oder verliehen und auch nicht von Hamm in Westfalen, welches sich neuerdings ebenfalls als Kleist-Stadt zu fühlen scheint, sondern von einem schicken, spinnenumwobenen, natürlich von schicken Spinnen umwobenen Traditions-gremium. Wer den Kleist-Preis bekommt, der macht ein Gesicht, als ob er gerade besonders gut gegessen habe, und Leute, die sich auskennen, raunen ihm zu, dass er eigentlich der feinste aller Preise sei, feiner gar noch als jener andere ganz tolle Preis, derjenige, den Insider den B-Preis nennen, der ja eigentlich auch etwas überpolitisiert sei und daher gar nicht so fein, jedenfalls verglichen mit dem Kleist-Preis. Peinliche vorherige Preisträger habe ich zudem beim Kleist-Preis keine gefunden, zumindest keine, deren Peinlichkeit mir bekannt ist. Hermann Essig und Paul Gurk kenne ich gar nicht, ihre Namen klingen auch etwas ausgedacht, genauer gesagt wie von Dr. Erika

Fuchs ausgedacht, jedenfalls wenn man sie nebeneinanderstellt. Immerhin kenne ich Agnes Miegel, die Preisträgerin des Jahres 1916. Sie war die Lieblingslyrikerin der Schwiegermutter der Schwester meiner Mutter, und wenn grüne und blaue Liköre gereicht wurden, gab sie gern einige ostpreußische Verse von Agnes Miegel zum Besten. Hermann Essig und Paul Gurk kenne ich jedoch nicht, was wohl daran liegt, dass ich mich in der Literatur nicht besonders gut auskenne. Von Marcel Reich-Ranicki stammt das Diktum, dass Schriftsteller von Literatur so viel verstehen wie Vögel von der Ornithologie. Ich glaube, das stimmt im Allgemeinen. Es gibt bewundernswerte Ausnahmen von dieser Regel. [...] Ich bin keine.«

Bereits hier wird ersichtlich, dass man mit Paul Gurk, auch ohne ihn zu kennen, Spaß haben kann. Andererseits gibt es aber auch einige echte »Spaßbremsen« aus dem Bereich der Literaturwissenschaft (ich werde weiter unten noch ein Paradebeispiel anführen) und einiges an unfreiwillig Komischem, wie etwa das auf der Internetseite des ARCO Verlags nachzulesende, in der Künstlerbiografie versteckte Statement:

»Paul Gurk (1880, Frankfurt/Oder – 1953, Berlin) – Schriftsteller, Maler, Komponist – ist, aus dem Literaturbetrieb gefallen, der größte Unbekannte der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts.«

Nachdem man dort im Jahr 2016 eine Ausgabe von Gurks »Gesammelten Werken« mit dem großen *Berlin*-Roman gestartet hatte, sollten bereits 2017 zwei weitere Titel (darunter auch *Tuzub 37*)

folgen – allerdings scheint dann auch bei ARCO dieser »größte Unbekannte« »aus dem Literaturbetrieb gefallen« zu sein, denn bis dato wurden beide Bücher nicht veröffentlicht.

Dieses Schicksal widerfuhr dem stets am Existenzminimum lebenden Autor nicht zum ersten Mal. Obwohl es ihm immer wieder gelang, seine Werke in teilweise renommierten Verlagen unterzubringen, schienen sich alle Zeitumstände gegen einen Erfolg zu verschwören. Krieg, Wirtschaftskrisen, Verlagspleiten, Zensur, politische Wirren und die Zuständigkeiten mehrerer Behörden verhinderten den Durchbruch ebenso wie persönliche Rücksichtnahmen auf geliebte Menschen, deren Wohl ihm mehr am Herzen lag als das eigene.

Dennoch schrieb Paul Gurk unermüdlich weiter. Neben den drei Dutzend veröffentlichten Werken gibt es im Nachlass einen umfangreichen Briefwechsel und offenbar auch eine Vielzahl unveröffentlichter Manuskripte.

Ein genaues Hinsehen bei dem, was zugänglich ist (wenngleich inzwischen nur noch antiquarisch – die große Wiederentdeckung startet ja erst mit dem hier vorliegenden Buch), befördert jedoch genügend Beweismaterial ans Tageslicht, um Gurks Fähigkeiten als geistreich-melancholischer Satiriker zu belegen.

Am deutlichsten tritt Paul Gurks Humor zutage, wenn man sich sein 1927 veröffentlichtes Werk *Die Sprüche des Fu-Kiang* ansieht. Die äußere Aufmachung (gelbes Leinen mit einer sitzenden Buddhafigur inmitten einer stilisierten asiatischen Landschaft, die

Bindung sichtbar mittels eines gelben Seidenbandes), der außergewöhnlich breitrandige Druck und der Text der *Sprüche* vermitteln den Eindruck, dass Gurk hier die gesammelten Weisheiten eines bisher unbekanntem chinesischen Philosophen vorstellt. Die Verse sind, ähnlich wie bei den bekannten »Weisheiten«-Verbreitern Konfuzius und Laotse, gleichermaßen tiefsinnig und unverständlich, zum Beispiel das rätselhafte

»Du bist nicht dazu da, den anderen Lust zu bereiten.
Du bist nicht da, den anderen Leid zu bereiten.
Bereite dich!«.

Es gibt aber auch Zeilen, die sich in jeder klassischen Aphorismensammlung gut schlagen würden:

»Farblos und durchsichtig war das Glas. Als aber viele farblose und durchsichtige Gläser aufeinandergelegt wurden, erschienen sie trüber Farbe und undurchsichtig.

So werden Tugenden, aufeinandergehäuft, zur Untugend.«

Dazwischen finden sich aber auch wunderbare Nonsensgeschichten:

»Der Sperling sprach zur Nachtigall:

›Wir singen beide. Im Grund ist zwischen uns kein Unterschied. Auch andere verehrens-werte Mitgeschöpfe teilen diese Ansicht. So bestätiget dies letzthin erst ein alter, mooskluger Karpfen.«

›Ich vermute«, antwortete die Nachtigall, ›daß auch die Blind-schleiche dieser Meinung sein wird.«

Laut Einleitungstext handelt es sich um »die Sprüche des Fu-Kiang, die er aufschrieb, wie sie das Leben ihn lehrte, ohne dass er der

Schule bedurfte. Fu-Kiang schrieb diese Sprüche ohne Regel und Ordnung. Das Nacheinander des Sehens und der Erfahrung war ihm Schnur. Fu-Kiang zog seine Sprüche auf diese Schnur.«

Dann folgt eine Schlussformel, die den Zweck des Folgenden ins Belieben der Leser stellt:

»An denen wird es liegen, die sie lesen, ob sie trockene Fische, Perlen oder Steine sein werden, gut zur Nahrung, zur köstlichen, schillernden Weisheit oder zum Gelächter, das den Bauch nährt.«

Natürlich lässt sich aus heutiger Sicht leicht darlegen, dass es einen chinesischen Dichter namens »Fu-Kiang« nie gab, dass Gurk selbst diese Sprüche erfunden hat und dass es sich um ein dreistes Täuschungsmanöver handelte. Allerdings steckt dann doch mehr dahinter als das Offensichtliche. »Östliche Weisheiten« hatten in den letzten Jahrhunderten in der westlichen Kultur immer wieder Saison, kamen in Mode und wurden wieder vergessen. Dass Fu-Kiang und Gurk in eins zu setzen waren, wussten auch schon Gurks Zeitgenossen; allerdings hinderte sie das nicht daran, dem Büchlein eine zweite Auflage zu beschere – und als 1964 in New York eine Sammlung mit dem Titel *Springs of Oriental Wisdom* veröffentlicht wurde, enthielt diese, neben Zitaten von Konfuzius, Hakushu, Laotse und Tseng-Kuang, eben auch einige Seiten mit ins Englische übersetzten Sprüchen von – genau – Fu-Kiang! Offenbar hatte Paul Gurks Werk bei dem des Deutschen mächtigen Herausgeber einigen Eindruck hinterlassen.

In der Fabel-, Märchen- und Legendensammlung *Die bunten Schleier*, die 1935 erschien, erweist sich Gurk erneut als ein Meister

der kurzen Form. Vierzig Geschichten auf knapp 120 Seiten zeugen von konzentrierter und – wie es Arno Schmidt nennen würde – »dehydrierter« Prosa-Arbeit. Titel wie »Das herrenlose Damenfahrrad«, »Die Fabel vom vergessenen Sack Mehl« oder »Von Möwen, Enten und einem verhinderten Schwan« deuten erneut an, dass hier ein mitunter augenzwinkernder Humanismus am Werk ist. (Außerdem widmet Gurk sich mit »Der Stern« und »Der elektrische Hase« der Science-Fiction-Story.)

In einem Werk-Korpus, in dem fast alle Bücher »merkwürdigen« oder »bemerkenswerten« Protagonisten gewidmet sind und Form, Stil und Inhalt so vielfältig wie möglich gehalten werden, gibt es (neben dem herausragenden *Tuzub* 37) mit dem 1930 veröffentlichten *Palang* einen noch seltsameren (und selteneren) Roman, der in einzigartiger Weise den modernen »Zeitroman« mit philosophischen und fantastischen Elementen verbindet. Der Titelheld »Herr Palang« ist ein skrupelloser Risikokapitalist und Menschenverächter, der als weltweit agierender Strippenzieher ein Wirtschaftsimperium à la Warren Buffetts »Berkshire Hathaway« auf die Beine stellt. Allerdings hat sich Paul Gurk für ihn ein Ende ausgedacht, das ebenso skurril wie böse ist: Als ihm während eines Spaziergangs an Bord seines Superflugzeugs ein Büchlein mit den Sprüchen des Heraklit von einer Windbö entrissen und durch eine Fensterluke hinausgesogen wird, öffnet Palang, ohne nachzudenken, eine Tür und springt hinterher – und die Welt dreht sich einfach weiter.

Dass diese Art von Humor nicht aufgesetzt, sondern ein Grundbestandteil des Gurk'schen Wesens war, zeigt ein Auszug aus dessen

Korrespondenz. In einem Brief an seinen langjährigen Freund Rudolf Moebius schreibt Gurk am 13. Juli 1937 über seine poetologische Herangehensweise:

»Ich habe ja auch die ganz seltene Gabe der Fähigkeit völliger Verwandlung mit totalem Verlust des Zeitempfindens.«

Er verdeutlicht diese Poetik mit einem Beispiel:

»Diese sehr zweideutige Gabe bemerkte ich zuerst im Zoologischen Garten in Berlin. Es schien gerade die Sonne schön und malte Kringel und Streifen in den Sand. Ein tropisches Huhn hatte sich in den heißen Sand gewühlt und blinzelte. Da wurde ich im Hinsehen plötzlich verwandelt und empfand mich als Huhn, das in der Sonne im Sande lag und blinzelte – bei völligem Verlust des Zeitempfindens.«

Diese übersteigerte Fähigkeit zur Empathie war es wohl auch, die ihn in die Lage versetzte, über so divergente historische Persönlichkeiten zu schreiben wie den spätmittelalterlichen Mystiker Meister Eckehart (verstorben während eines Inquisitionsverfahrens), den manischen Büchersammler und Doppelmörder Magister Johann Georg Tinius (der später auch Klaas Huizing zu einem Roman inspirierte), die Berliner Tresorknacker-Brüder Sass (laut Totenschein »Auf Befehl des Führers erschossen«), den Revolutionär und Reformator Thomas Münzer (laut Wikipedia »eingekerkert, gefoltert, öffentlich enthauptet, sein Leib aufgespießt und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt«), den skurril-exzentrischen »Kaiser von Amerika« Joshua A. Norton (der schon Mark Twain als Vorlage diente) oder den Welteneroberer Alexander den Großen (dessen Ende dann einige Jahre später Arno Schmidt zu einer ebenfalls tiefschwarzen Novelle verarbeitet).

Fast genauso spektakuläre Figuren waren der böhmische Feldherr Wallenstein, Kaiser Heinrich VI. (der Bezwingen von Richard Löwenherz) und der spanische Künstler Francisco de Goya, über die Gurk ebenso Romane, Erzählungen und Theaterstücke verfasste wie über die mehr oder weniger mythologischen Gestalten Judas, Fu-Kiang, Maghub, den Töpfer, und Kaiser Kien-Lung, den Erbauer einer Traumstadt.

Wenn es so etwas wie einen autobiografischen Text in Gurks Werk gibt, so ist es der posthum erschienene Roman *Ein ganz gewöhnlicher Mensch*, in dem letztlich die Ironie des Schicksals auf eine Kapriolen schlagende Handlung trifft, in deren Verlauf das Alter Ego des Erzählers, der Nachtwächter Gerhard Uhlenhorst, an seinem freien Tag ein ganzes Menschenleben durchläuft, an dessen Ende er dann (wie von ihm am Anfang vorhergeahnt) von seinem Kollegen durch einen Schuss »ins Ungefähre« getötet wird. Der Text enthält zudem eine Herausgeberfiktion als Rahmenhandlung, die ihn als von einer Diktiermaschine automatisch ins Reine geschriebene Sprach- und Gedankenaufzeichnung ausweist – und damit als Science Fiction.

Ich bin noch immer das oben versprochene Beispiel aus der humorlosen Ecke der Literaturwissenschaft schuldig, das hier eingefügt werden soll, um zu zeigen, wie wenig Verlass auf solche Sekundärurteile ist und wie wichtig das Lesen der Originaltexte bleibt.

1963, zehn Jahre nach seinem Tod, standen in dem von Gero von Wilpert »unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter« herausgegebenen *Lexikon der Weltliteratur* des Alfred Kröner Verlags folgende Sätze im Artikel zu Paul Gurk:

»Eigenwillig-grüblerischer Dichter abseits literarischer Strömungen, doch mit surrealistischen Elementen und skurrilem Humor. Ruheloser Gottsucher und Frager nach einem Sinn der menschlichen Existenz. Sucherromane, aber auch Seinsdeutung und Zeitkritik selbst in Utopie und Kriminalroman.«

Aha, denkt man, das ist doch schon mal ein guter Anfang, wenn selbst der berühmte Herr Wilpert den Humor bei Gurk hervorhebt. Allerdings kann er sich dann nicht mehr zurückhalten und rammt dem Träger des (von ihm an dieser Stelle verschwiegenen) Kleist-Preises noch ein letztes Kritikerurteil ins Dichterherz:

»40 gedankenreiche, doch zum Teil bühnenferne Dramen.«

Vernichtenderes kann man über einen Autor kaum schreiben.

Und was hat das alles jetzt mit *Tuzub 37* zu tun?

Meine Erfahrungen mit Literaturempfehlungen brachten mich immer wieder an jenen Punkt, an dem Menschen das Lesen von Romanen ablehnten, weil der Autor (seltener die Autorin) als »schwierig« galt. Nie konnte jemand sich erinnern, woher dieses Urteil kam, was für »Schwierigkeiten« denn zu erwarten wären – trotzdem verhinderte ein solches, im kollektiven Unterbewusstsein verankertes Vorurteil häufig, dass selbst engagierte und für Neues offene Leser:innen die Bücher solcherart apostrophierter Schriftsteller:innen zur Hand nahmen. Diese Hürde abzubauen war Sinn und Zweck dieser kleinen Zusammenstellung von Appetithäppchen aus dem Werk eines, nach meinem Dafürhalten jedenfalls, viel zu wenig geschätzten Literaten.

Wenngleich sicherlich nicht mehr alles von Paul Gurk für uns Heutige von Relevanz ist, so darf sein weitgefaster, weltumspannender und sprachmächtiger Zukunftsroman diese Relevanz jedoch uneingeschränkt für sich reklamieren. Und es ist, neben der Stilsicherheit und Originalität des Entwurfs, eben auch der Humor, der zwischen den Zeilen unentwegt hervorschaut, der dieses Werk ebenso lesbar wie lesenswert macht.

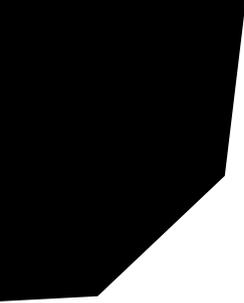
Auch der Historiker und Philologe Klaus Geus, ein ausgewiesener Kenner der frühen deutschsprachigen Science-Fiction-Literatur, der 1999 in einer Festschrift zu Kalju Kirde 75. Geburtstag mit »Zwischen Widerstand und Anpassung. Die Kritik am Nationalsozialismus in Paul Gurks dystopischem Roman TUZUB 37« einen der wenigen wirklich inhaltvollen Beiträge über Gurk und sein Meisterwerk verfasst hat, erklärt den Roman zum Gegenteil des, von anderen Kritikern gesehenen, oberflächlich Erkennbaren:

»Er ist eine echte Satire ...«

Wie bereits angedeutet, sollten Sie sich den Spaß gönnen und *Tuzub 37 – Der Mythos von der grauen Menschheit oder von der Zahl 1* selbst für sich entdecken. Da das Original nur unter großen Schwierigkeiten und hohen Kosten zu erlangen ist, und auch der Nachdruck des Romans von 1983 kaum den Mindestanforderungen entspricht, die an eine Neuauflage gestellt werden, liegt nun hier im Hirnkost Verlag der Text in einer vorbildlichen Edition vor, die es leicht macht, einen neuen, frischen Zugang zu finden zu einem der spannendsten, eindrucksvollsten und einzigartigsten Werke der frühen deutschen Science Fiction. Und wenn Sie dabei an der einen

oder anderen Stelle glauben, schmunzeln zu müssen, dann wissen Sie jetzt ja, warum.

Die beiden anderen Bücher, die Sigi mir damals empfahl, waren übrigens *Zirkus Mensch* von Aage Madelung und *Druso oder Die gestohlene Menschenwelt* von Friedrich Freksa – aber das ist eine gänzlich andere Geschichte.



Tuzub 37

**Der Mythos von der grauen Menschheit
oder von der Zahl 1**



Diese Geschichte wird zu der Zeit sein, da die Menschen sich mit Ziffern bezeichnen und nur noch Tiere und Blumen sich mit Namen nennen, wenn sie allein sind.

Es spricht die Drossel zum Fliederstrauch:

»Was ist nur mit dem Menschen und seinem Geschlecht, Mai-blühender?«

Der Fliederstrauch bewegt vorsichtig seine Blätter und späht mit den Augen der Knospe in das Graue.

»Ich muss leise sprechen, Frühsingende! Sieh umher und betrachte unsere Grenzen, die nicht die Schwinge oder die Kraft der Wurzel steckte, sondern das graue Geschlecht. Siehst du nicht das hohe Netz aus den tausend und tausend Maschen, in Wölbung gespannt von Eisenhaken zu Eisenhaken und mit Funken genährt? Wir beide leben im Schaugefängnis der letzten lebendigen Geschöpfe.«

Die Drossel spricht:

»Wenn ich zu weit fliege, so stoße ich an das Schlimme, an die Grenze des geladenen Gesetzes. Einmal brach der Geier aus und zerriss die Grenze. Aber sie war gefüllt mit den tötenden Funken des geknechteten und gespeicherten Blitzes. Der Geier schlug hart herab und liegt da, ein Schlachtopfer des Willens.«

Der Fliederstrauch spricht:

»Ich weiß es und habe gesehen, wie ein Mensch ihn im Verzeichnis in Abgang stellte und in der neuen Sprache der Kürzung schrieb: ›Geier. Nr. 236. Da ausgestopftes Stück vorhanden, Ausbalgen unnötig. Futterkosten in Abgang bringen.«

Die Drossel spricht:

»Die Maschinenmenschen des Zweckes halten uns hier, um an unserer Sinnlosigkeit ihren Sinn zu mästen und ihre Größe der Erdwirtschaft zu beweisen. Was singt oder blüht, ist zwecklos und nimmt Platz fort ohne Leistung. Ich mag nicht mehr singen! Denn da ich keine Turbine damit antreibe, ist mein Gesang sinnlos.«

Der Fliederstrauch flüstert:

»Singe, Drossel! Das graue Geschlecht, dein Wärter Nr. 1761, stellt dein Futter in Abgang, wenn du der Beschreibung nicht entsprichst!«

Da fängt das Netz der Grenze an, in Funken aufzuflammen. Die große Angst fällt über das eingesperrte Volk der letzten lebendigen Wesen, die aus Liebe gezeugt sind. Sie schweigen. Der Wärter Nr. 1761 geht vorüber und mustert sie. Seine Augen sind kalt und grau. Sein Gesicht ist grau. Sein Kleid ist aus grauem Leichtmetall. Er gleicht dem Platin.

Die Menschen sind das graue Geschlecht geworden. Ihre Völker und Rassen haben sich vermischt, da es keinen Unterschied, keine Wertigkeit und keinen Stolz auf Besonderheit gibt. Jeder ist die Zahl 1. Aus ihrem Nebeneinander und Nacheinander folgt die unendliche Reihe, in der jedes Glied gleich eins ist. Sie haben die Erde ausgefüllt. Es gibt ihrer genau so viele, wie die gleich großen Vierecke der Felder ernähren. Bei möglicher Steigerung der Produktion wird die Zahl der grauen Menschen erhöht gemäß der Leistung

der neuen Maschinen. Jeder graue Mensch erhält gleich viel und ist gleich groß. Rückschläge in die Zeit der freien Menschenwirtschaft werden als zu klein oder zu groß und als nicht lebenswürdig in Spiritus gesetzt und nach Einreihung und Beschreibung verbrannt.

Der Fortschritt schreitet fort. Er duldet keine Sprünge oder Rückschläge.

Der Löwe im Schaugefängnis der letzten lebendigen Wesen brüllt, aber er hört sein Gebrüll nicht. Er zittert. Er fragt die Quelle, die hier noch fließen darf:

»Was ist das, Jähsprudelnde, dass ich meine Stimme nicht hören kann?«

Die Quelle spricht im Auf und Ab ihres Tönens:

»Das hörtest du nicht, Letzter der Wüstenzornigen? Der Sauger der Geräusche schluckt deine Sprache ein, auf dass der Rat der Maschinenmenschen im großen Loch des großen Turmes mit den vielen Löchern nicht in seinen Beratungen gestört werde. Mein Murmeln hören sie nicht, und sie wissen auch nicht, dass wir ihre neue Sprache der Sachen und der Verkürzung verstehen. Ich aber verstehe alle Sprachen, die möglich sind, denn jedes Wort und jede Sprache kommt von meinem Tönen her als dem ersten Gesang und dem Gesang des Lebendigen auf der Erde. Nun knattern sie oben ihre Zahlen und Buchstaben.«

Der Löwe spricht:

»Was geht das mich an, Einlullende? Ich darf nicht mehr springen und reißen. Zuweilen, wenn die Sonne aus Versehen durch den großen Rauchhimmel herunterleckt, springe ich nach meinem Schatten oder jage die Schatten der Gebüsche. Es ist uns nicht

erlaubt zu töten. Nur das Gesetz der Grauen tötet auf Anordnung durch Mehrheitszählung außerhalb des Raubes, des Mitleids, des Zornes und jedes Gefühls! Aber wenn ich brülle und meine Stimme nicht mehr höre, so erstickte ich. Von meinem Urahn, der noch frei war, ist es vererbt all denen, die im Gefängnis der Gitterstäbe und des Mahles auf die Stunde geboren wurden, dass bei seinem Schrei die Wüste bebte und die Tiere zitterten vor Ehrfurcht und Grauen.«

Da sprechen die Quelle und der Fliederstrauch zusammen, sie, die mehr hören und sehen als die anderen:

»Brülle, Löwe, auch wenn du dich nicht hörst! Sonst kommt dein Wärter Nr. 238 und stellt dein Futter in Abgang, weil du der Beschreibung nicht mehr entsprichst!«

Die Quelle aber fügt hinzu:

»Hört, ihr letzten Lebendigen, die aus Liebe erzeugt wurden und nicht aus Retorten: Das graue Geschlecht steht in der Wende. Sie wollen einen neuen Umgang des Fortschritts und der Entwicklung erklimmen. Sie sind Maschinenmenschen und wollen Menschenmaschinen werden, bis sie nichts mehr sind als Maschinen. Dann erachten sie sich als vollkommen und werden ihre Zeit vollkommen in der Anbetung ihrer selbst zubringen.«

Ein rollendes Metallgebrüll verschlingt die Stimmen der letzten lebendigen Geschöpfe im Schaugefängnis. Sie erstarren in Furcht. Die Quelle hört auf zu sprudeln. Der Löwe duckt sich hin. Seine Flanken beben. Die Drossel klammert sich angstvoll an den Fliederstrauch.

Ein Ungeheuer aus Eisen, in die Farbe des Rostes gehüllt, rollt heran, von wimmelnden Grauen umgeben. Wenig im Raum von der geladenen Grenze der tausendmal tausend Menschen entfernt

bleibt das furchtbare Tier stehen. Die grauen Geschöpfe gleiten auseinander. Karren kommen allein und schleppen. Kranmagnete heben und werfen hin. Eine Flamme zuckt auf. Ein grauer Mensch tritt vor. Die Zahl auf seiner Brust leuchtet elektrisch auf. Er spricht. Das Gewimmel der Grauen wirft sich auf den flachen gewalzten Boden und streckt die Arme hoch als Zeichen der Anbetung.

Dann klingt das Sprechen von vielen Grauen zusammen, abgehackt, kehlig, scharf, als schnitte und quäle sich das Ackergerät aus der sagenhaften Vorzeit des Pfluges durch ein wüstes, steinigtes Feld.

Da fragen ängstlich und verhalten die Nummern des Schauefängnisses der letzten lebendigen Geschöpfe:

»Sage uns, Quelle, was sprechen die Grauen zusammen? Wir können nur wenig verstehen und fürchten uns vor der rauen Gewalt ihres Chores!«

Die Quelle murmelt:

»Hört alle zu! Ich will es euch sagen in unserer Sprache, die der Ineinanderklang von Wind, Sonne, Blut, Wolken und dem sausen-der Erdbewegung ist und die alle verstehen, die noch im Kreisen der Sterne sind. Die Grauen haben sich einen Götzen aufgestellt, ein gewaltiges Maschinentier aus der Urzeit des Fortschritts, das sich grausam durch Leiber und Hirne vorwärtsmähte: Den ersten Mähdrescher haben sie aufgestellt! Nun sprechen sie:

Wir beten dich an, Mähdrescher!

Von dir ab erhob sich eine neue Zeit!

Gepriesen seist du, Engel des Fortschritts!

Du mähtest und droschest zuerst zugleich

Und malmtest dich vorwärts durch eigene Kraft.

Du überwandest Fuß und Hand und Stundenarbeit

des Hockenden, der Sklave des Bodens war!
 Ein Weizenfeld, drei Mann und eine Maschine!
 Wo zwanzig mähten, zehn banden, fünf luden,
 geschleppt von Tieren, des Zufalls Handarbeiter,
 da warst du der Ersten einer, Mähdrescher,
 in der Zeit des Gelächters, da man noch säte und erntete,
 ängstlich schielend auf Wind und Regen,
 da Dürre ein Götze war und Hagel ein Götze!
 Du begannst zu überwinden, zu zwingen,
 und du erzwangst den neuen Fortschritt!
 Du hast Opfer zerschnitten, Millionen,
 mehr als die Kriege der Vorzeit,
 da noch Völker waren, Gelächter den Klugen!
 Sie hatten nicht Arbeit. Ihr Geld wurde wertlos.
 Sie rissen den Unfug des Staates auf,
 erhängten sich oder starben durch Hunger,
 denn es waren von vieren drei zu viel,
 und das Bedürfnis kam nicht nach der Masse der Güter ...
 Dennoch beten wir dich an, Mähdrescher,
 du Gleichnis des Fortschritts!
 Denn du erzwangst in Opfern die neue Zeit
 Und schlugst die Phantome tot, die Sitte,
 Mythen der Götter, das Unterscheiden,
 das Ich und die Absonderung,
 die Torheit von Völkern, von Liebe und Hass,
 von Armut und Reichtum, du Verkünder der Gleichheit!
 Wir bringen dir Feuer und Brand, dass der Rauch
 Dich umwalle, Mähdrescher!«

»Was verbrennen sie da?«, flüsterte die Gazelle.

»Sie nehmen Bücher aus dem Schauegefängnis der leblosen Worte, die Schriften der Dichter und Denker, die Sprüche jener Dunklen aus den ersten Zeiten der Menschen, die man Propheten oder Erlöser nannte. So verbrennen sie das Gedächtnis an den Ursprung, denn sie springen nicht, sondern gehen – Schritt für Schritt.«

»Furchtbar ist ihre Macht!«, schnaubt der Löwe angstvoll. »Wer kann ihnen widerstehen? Wo sind ihre Gegner, dass sie nicht sinnlos werden?«

»Wissen möchte ich«, spricht die Quelle und murmelt nur noch leise und verwehend, »wissen möchte ich, was sie sprechen in ihrer Sprache der Zahlen und Buchstaben, oben, im größten Loch des größten Turms! Wissen möchte ich um ihre Pläne, ob wir noch leben bleiben dürfen, wie sie das letzte Blut in ihren Röhren besiegen wollen auf ihrem Fortschritt zur Menschenmaschine und endlich zur Vollendung der Maschinenmaschine!«

Die Quelle schläft ein. Der Löwe streckt sich aus. Die Gazelle träumt angstvoll. Die Drossel duckt sich und singt nicht. Der Fliederstrauch steht reglos und hält das Sprossen an ...

Der Wärter Nr. 1 über das Schauegefängnis der letzten lebendigen Wesen steht da, in Leichtmetall gekleidet, grau – und betrachtet den Garten. Dann fallen seine Augendeckel herab. Er hat Gummihandschuhe angetan und eine Kurbel in der Hand. Sein Mund ist rund und gleicht einer Steckdose.



Der hohe Turm hat hundert Stockwerke. Er ist aus Beton gegossen und mit grauem Leichtmetall bekleidet, das nicht schmilzt. Es gibt nur eine Form der Häuser auf der Erde. In Stockwerke gegossen liegen die Vierecke auf Lagerplätzen von Meilenumfang unter der Erde bereit und warten auf ihren Abruf und ihre Zusammenstellung zu Reihenhäusern und Reihengstädten. Der Betonguss hat viereckige Löcher gelassen, die Fenster. Von oben nach unten laufen Fahrstuhlschächte. Es gibt keine Treppen. Das laufende Band des Fahrstuhls geht im Viereck unter dem hohen Turm die hundert Stockwerke hinauf, unter der Abschlussplatte entlang und wieder herab – ununterbrochen, in Vierundzwanzigstundenschicht. Auf der Abschlussplatte ist der Platz, auf dem einstmals die Schweber und Luftschiffe landeten und abflogen. Aber der Flug durch die Luft ist als langsam und unsicher erkannt und vor vielen Menschenaltern abgestellt. Die Luft ordnet sich noch nicht ein. Es gibt Wirbel, Fallböen, Schneestürme, plötzliche Barometerstürze, immer noch, die trotz riesiger Maschinen und Fernsteuerung keine unbedingte Sicherheit und Genauigkeit zulassen. Die Spielerei des Fliegens ist abgetan. Luft und Himmel sind töricht.

Jetzt führen die Straßen der Beförderung unter der Erde entlang. Das letzte Pferd ist auch im Schauefängnis der lebendigen Wesen ausgestorben. Es war Nr. 1 und ist ausgestopft vorhanden.

Zwei Prozent der unteren Wege stürzen im Werfen der Erde ein. Sie hat noch keinen regelmäßigen Schichtwechsel und Schichtenwechsel, vorher planmäßig festgelegt, und gefällt sich zuweilen in Krampfanfällen. Aber zwei Prozent sind nicht mehr als das berechnete Maß der möglichen Unregelmäßigkeit.

Im obersten großen Loch des hohen Turmes tagt ununterbrochen der Rat dieses Sektors der Erdplanwirtschaft. Er zählt hundert Mitglieder, wird der Reihe nach aus den Reihen der grauen Menschen entnommen, alle sechs Stunden abgelöst und entscheidet durch Mehrheitsbeschluss. Zu der Zeit, als die Drossel und der Fließerstrauch zusammen sprechen und sich befragen, ist Nr. 62.107 bis 62.206 an der Reihe zu beschließen. In 43 Minuten wird Nr. 62.207 bis 62.306 an der Reihe sein.

Eine Unterbrechung oder Störung der Reihen aber der Beratungen durch Krankheiten ist fast ausgeschlossen. Die Metallisierung der Menschen lässt Krankheiten kaum noch zu. Die Zeit der planmäßigen Abhärtung und Vernichtung von Keimen ist lange abgelaufen. Seuchen finden nur noch ganz selten Einbruchspunkte. Bei Scharnierhemmungen oder Gelenkölversagen wird der Menschenmechaniker geholt, bei Verbiegungen der Menschenklempner. In schwereren Fällen erscheint der Menschentechniker. Versagen oder empören sich die Reste von Blut in den Röhren, tritt eine Verrostung des geringen Fleisches ein, so wird der Maschinenmensch zum alten Leichtmetall geworfen, in der Liste ausgestanzt und durch eine chemische Lösung in das Reich des Anorganischen übergeführt. Der Ausdruck Tod ist veraltet. Demgemäß gibt es auch keine Todesfurcht.

Nach fünfzig Jahren tritt nach den Gesetzen der Menschenbewirtschaftung der Erde Inabgangstellung durch Ausstanzung und

Überführung in das Reich des Anorganischen ein. Die Zahl der Fälle, in denen vorher, also auch bei den Mitgliedern der Sektionsräte, eine als Krankheit im übertragenen Sinne anzusehende Hemmung eintritt, beträgt höchstens eins von hundert.

Der Rat tagt im größten Loch des hohen Turmes. Es wird festgestellt, wie viele Maschinenmenschen im nächsten Jahr gebraucht werden, wenn die Erweiterung der Felder- und der Menschenwirtschaft miteinander Schritt halten soll. Jämmerliche Fehler der Vorzeit, in der Fortschritt und Bedarf sich überschneiden und die Montage des Geschehens falsch geklebt war, wiederholen sich nicht mehr.

Kurz vor Eröffnung der Abstimmung erscheint ein Wächter und führt einen Grauen herein, der eine Unterbrechung hervorruft. Er sieht unbeherrscht aus und hat farbige Flecke auf seinem Anzug aus Leichtmetall.

Ein Beobachter tritt ein und meldet ein ungeheuerliches Ereignis in Bezug auf den hereingebrachten Grauen. Er ersucht, die Abstimmung auszusetzen, bis über den Fall des farbigen Grauen entschieden sei.

Der Beobachter erhält also das Wort. Er berichtet in der Sprache der Zahlen und Abkürzungen.

»Ich finde ihn bei einem Gang durch mein Arbeitsfeld, wie er in einer Anhäufung von Papierblättern liest, die früher Buch genannt wurde. Er hat verborgen sich ein offenes Viereck angelegt, mit dem gewöhnlichen Leichtmetall umzäunt, aber ohne Drahtgewebe nach oben. Hier finde ich am Boden bestimmungswidrig einige der Erdhervorbringungen, die man in Vorzeiten Blumen genannt hat und

deren Unnötigkeit und Nutzlosigkeit zu ihrer planmäßigen Ausrottung geführt hat. Die Augen dieses grauen Menschen haben einen höchst unangenehmen, verbotenen Glanz. Ich finde ihn mit farbiger Erde beschmiert. Er spricht vor sich hin, strafbar allein, in einem schaukelnden Ton. Seine Worte sind anders als die der göltigen Erdsprache. Ich nahm den Verbrecher, der sich der Schicht entzieht, im Namen des Rates fest und lasse ihn zur Aburteilung herbringen.«

Das Buch und der Mensch werden betrachtet. Man kann die Schriftzüge nicht lesen. Einige erinnern von ferne an manche der jetzt göltigen Abkürzungen. Aber alles kriecht durcheinander wie ein Haufen von verrostetem Stacheldraht. Der Sprachtechniker für vergangene Sprachen wird gerufen und berichtet.

»Es handelt sich um eine der früher ›Buch‹ genannten Blattanhäufungen aus der vorgrauen Zeit, in der es noch Rassen, Völker und unterschiedene Sprachen gab. Dies Buch ist Nr. 2 der in zwei Stücken im Schaufängnis der toten Worte aufbewahrten Hervorbringungen.«

Der Sprachtechniker für vergangene Sprachen wird gefragt:

»Wie kommt diese Nr. 2 in die Hand des farbigen Grauen?«

»Dies zweite Stück geriet vor fünf Jahren in Abgang, als einer der seltenen Kurzschlüsse eintrat, der Brand hervorrief. Man nahm Nr. 2 als verbrannt an und löschte es im Verzeichnis. Es muss aber in unaufgeklärter Art abhandengekommen und von dem farbigen Grauen gefunden worden sein. Der farbige Graue hat offenbar das Buch entziffert und eigenständig Wortaneinanderreihungen in jener ausgestorbenen Sprache geschrieben, die ›Gedicht‹ genannt wurden.«

Der Leiter des Sektionsrates fragt:

»Es handelt sich also im vorliegenden Fall völliger Zweck- und Sinnlosigkeit um eine Rückwärtsentartung. Haben wir das scheußliche Gekrächze des letzten lebenden Dichters vor uns?«

»Es ist so«, bestätigte der Techniker für verschollene Sprachen.

Der farbige Graue, der als der letzte lebende Dichter im technischen Messverfahren festgestellt ist, wird nicht gefragt. Er hat auch nichts zu sagen, denn er empfindet eine Erinnerung an eine lange als unzweckmäßig ausgestorbene Art von Gefühl, die man Scham nannte. Er hält die Hand vor die Augen, statt mit ihr zu arbeiten.

Mit allen Stimmen wird beschlossen, den letzten lebendigen Dichter in das Schaugefängnis der letzten lebendigen Wesen zu überführen und ihn auf diese Weise den Besuchergruppen der jungen grauen Motoren als einen belächelnswerten, unentwickelten Frühzustand des grauen Geschlechts zu präsentieren. Denn nichts erhöht den begrüßenswerten würdigen Stolz mehr als ein sinnfälliges Zeugnis von Abstand, Entwicklung und Fortschritt.

Es wird der Beschluss den drei Schreibern im unteren Würfel zwecks endgültiger Aufzeichnung zugestellt. Dann wird der Jahresplan der Maschinen- und Menschenwirtschaft weiterberaten.